[45] John Law
Er trieb Frankreich mit Papiergeld in den Ruin

[46] Adele Spitzeder
Von der erfolglosen Schauspielerin zur Skandalbankerin

[47] Charles Ponzi
Der Betrüger, der in Italien ein Volksheld wurde

[50] Ivan Boesky
Er wurde mit illegal gekauften Informationen reich

[51] Jürgen Harksen
Exklusiv-Interview mit dem charmanten Abzocker

[54] Kenneth Lay
Der Enron-Chef wurde durch Bilanzbetrug zum Börsenstar

FOTOS: SÜDDEUTSCHE ZEITUNG PHOTO/S.M. (1), BETTMANN/CORBIS (1), TED THAI/COLLECTION: TIME & LIF/GETTY IMAGES (1), RÖHR-BEIN/ULLSTEIN BILD (1), MICHAEL STRAVATO/THE NEWYORKTIMES/REDUX/LAIF (1) [ALLE BILDER VERFREMDET]

Die größten Finanzbetrüger

Sie gierten nach **Reichtum, Macht und Anerkennung** – und brachten Millionen Anleger um ihr Geld. €uro erzählt die spektakulärsten Betrugsgeschichten aller Zeiten

VON PETER BALSIGER, MARKUS HINTERBERGER UND DANIELA MEYER

[48] Alexandre Stavisky
Seine Schrottanleihen lösten Unruhen in der Bevölkerung aus

[49] Robert Vesco
Der vermeintliche Retter entpuppte sich als Plünderer

[49] Bernie Cornfeld
Wie der Sozialarbeiter deutsche Fußballer betrog

[55] Dieter Breitkreuz
Als er abstürzte, stieg Phoenix Kapitaldienst nicht mehr auf

[56] Bernard Madoff
Der Herr des größten Schneeballsystems der Geschichte

[57] Jérôme Kerviel
Er verzockte am Ende fünf Milliarden Euro

FOTOS: ROGER VIOLLET/ULLSTEIN BILD (1), AP (1), BILL RAY/COLLECTION: TIME & LIF/GETTY IMAGES (1), EPA/PHOTOSHOT (1), SIPA/ULLSTEIN BILD (1), SUSUMU TOSHIYUKI/REUTERS (1), PAUL MCERLANE/BLOOMBERG NEWS -; [ALLE BILDER VERFREMDET]

[57] Yasuo Hamanaka
Der Kupferfinger verbrannte Milliarden am Terminmarkt

[57] Nick Leeson
Seine Fehlspekulationen ruinierten die Barings Bank

»

Man muss den Leuten nie mehr Geld aus der Tasche ziehen wollen, als wirklich drin ist. Sonst merken sie's."

Kurt Tucholsky, deutscher Schriftsteller (1890–1935)

Am Ende hing dieser verbitterte Mann in seinem New Yorker Apartment. Tot, mit 46 Jahren. Der Hals von einer Hundeleine abgeschnürt. Und sein zweijähriger Sohn schlief nebenan. Mark Madoff hat sich im vergangenen Dezember das Leben genommen – auf den Tag genau zwei Jahre nachdem er den größten Finanzbetrüger aller Zeiten angezeigt hatte: seinen eigenen Vater.

Der Senior, Wall-Street-Legende Bernard Madoff (72, siehe auch Seite 56), hatte Tausende Anleger um insgesamt 65 Milliarden US-Dollar geprellt. Doch das tragischste Opfer ist wohl sein Sohn Mark, der nichts davon ahnend für ihn gearbeitet hat. Und so beherrschte Madoff wieder einmal die Schlagzeilen, obwohl er im Gefängnis sitzt. 2009 wurde er zu 150 Jahren Haft verurteilt.

Betrügerleben zwischen Aufstieg und Absturz, Geschichten von Opfern, zu denen Könige, Intellektuelle, Geschäftsleute und Kleinanleger gehören – die Wirtschaftsgeschichte ist reich an Schlagzeilen darüber. Arm sind hingegen – am Ende – die dreisten Betrüger und ihre Opfer. Aber so tragisch diese Geschichten häufig enden, so faszinierend sind sie auch. €uro hat die spektakulärsten davon auf den kommenden Seiten zusammengefasst.

Gierige Opfer. Die Hauptfiguren in diesen Filmreifen Storys sind neben Madoff auch Ivan Boesky, Jürgen Harksen, Robert Vesco und andere. Sie alle fanden auf den Finanzmärkten den perfekten Nährboden für ihre Jagd nach dem Geld. Manchmal verursachten sie sogar Spekulationsblasen, weil die Opfer nicht weniger gierig als die Abzocker waren.

Ein Beispiel: 1630 bis 1637 erlebten die Niederlande mit der Tulpenmanie den ersten Börsencrash der Menschheitsgeschichte. Ganz Holland begeisterte sich damals für die aus der Türkei eingeführten Tulpen. Hunderttausende Bürger aus den wohlhabenden Städten wurden zu Zockern und verkauften ihr Hab und Gut, um in das Geschäft mit Tulpenzwiebeln einzusteigen. Auf dem Höhepunkt dieser Spekulation war eine einzige Zwiebel so viel wert wie ein prächtiges Haus in Amsterdam. Nachdem die Blase geplatzt war, kam die Wirtschaft in dem Land für Jahre zum Erliegen.

Ein Gekko als Vorbild. In den folgenden Jahrhunderten änderte sich wenig. Finanzblasen kamen – und gingen vorüber. Den Treibstoff dafür lässt die Filmfigur Gordon Gekko in dem Hollywood-Streifen „Wall Street" hochleben. Wie ein Prediger tritt er vor die Aktionäre und verkündet: „Gier ist gut. Gier ist richtig. Gier funktioniert". Ivan Boesky (siehe Seite 50), der in den 80er-Jahren durch illegalen Insiderhandel reich wurde, war einer der Vorbilder für die Filmfigur.

Und doch: Viele Börsenhändler, Hedgefonds- und Private-Equity-Manager eifern ihr nach. Ihre wichtigste Eigenschaft: bei Geschäften keine Gefühle zeigen. „Wenn du einen Freund brauchst, schaff dir einen Hund an", formulierte es Gekko. Für manche ist die Filmische Parabel sogar eine Gebrauchsanleitung für die eigene Börsenkarriere.

Der Hauptantrieb für Finanzbetrüger und ihre Opfer ist urmenschlich: die Gier nach mehr. So war es immer und so wird es bleiben. „Das Verlangen zu besitzen, ist die Ursache für Gier", heißt es schon in den Sentenzen des Sextus, einer Sammlung von Sprüchen aus dem 2. Jahrhundert.

Ob bei John Law, der mit seinem Papiergeld die Extravaganzen des französischen Königshauses finanzierte, oder bei Charles Ponzi, der mit Scheininvestments Tausende Kleinanleger ruinierte: Sie alle wussten, dass Menschen durch große Versprechen und überzeugendes Auftreten verführbar sind. Auch deshalb sollten Anleger die Geschichten der Schwindler kennen. Und hoffen, dass sie sich daran erinnern, wenn einer vor ihnen steht.

FOTOS: KPA/UNITED ARCHIVES/WHA (1), THIERRY STEFANOPOULOS/BLOOMBERG NEWS (1)

John Law, der Mann mit der Notenpresse

Law versprach Gold und vernichtete Papiergeld. Frankreichs Katastrophe

Als „Sonnenkönig" Ludwig XIV. im Jahre 1715 starb, war Frankreich bankrott. Zahlreiche Kriege hatten die Staatskassen geleert. Allein die jährlichen Zinsen waren schon höher als die laufenden Einnahmen des Königreichs. In diesem Dilemma schlug die Stunde von John Law.

Der 1671 geborene Sohn eines reichen Goldschmieds aus dem schottischen Edinburgh, war attraktiv, intelligent, charmant und hatte tadellose Manieren. In London war er als professioneller Glücksspieler unterwegs, musste jedoch 1694 auf das europäische Festland flüchten, nachdem er wegen eines Duells mit tödlichem Ausgang zum Tode verurteilt worden war.

In Holland studierte er das Finanzsystem der Bank von Amsterdam, zog zwei Jahre später nach Paris, wo er sich mit Philipp von Orléans anfreundete, der den Thron Frankreichs als Regent verwaltete. 1716 gründete Law in Paris die Banque Générale, die das Recht zur Ausgabe eigener Banknoten besaß. Er machte sich bei der Krone beliebt, indem er die Aktien der Bank nicht nur gegen Geld, sondern auch gegen Staatspapiere verkaufte. Zwei Jahre später wurde das Institut vom Staat aufgekauft und in Banque Royale umbenannt.

Law bekämpfte die damals umlaufenden Gold- und Silbermünzen. Er setzte auf Papiergeld, das durch Grund und Boden gedeckt war, um einen kräftigen Wirtschaftsaufschwung zu finanzieren. Aber die Verschwendungssucht der Krone war hoch, Law druckte deshalb auch ungedecktes Geld. Der zweite Pfeiler in Laws „Finanzsystem" war die Compagnie d'Occident. Sie erhielt das Recht, die französischen Besitztümer am Unterlauf des Mississippi zu fördern.

Dort lebten zwar nur 500 Franzosen und ein paar Indianer, aber die Aussicht auf Goldvorkommen ließen den Aktienkurs der Compagnie innerhalb weniger Jahre von 500 auf 18000 Livres steigen.

Notenpresse rotierte. Im Februar 1720 wurde die Compagnie mit der Banque Royale zusammengelegt. Law befand sich auf dem Gipfel seiner Macht. Der Regent hatte ihn zum Generalkontrolleur der Finanzen ernannt, er war der Finanzier Frankreichs, der Herr des Geldes. Law sorgte für den Fortgang der Hausse, indem er selbst die Kurse durch Termingeschäfte beeinflusste und die Notenpresse hochtourig rotieren ließ.

Doch noch im Frühjahr 1720 begannen die Anleger ihre Aktien zu den hohen Kursen zu verkaufen und ihr Geld stattdessen woanders zu investieren. Zum Beispiel in Immobilien. Um den Wert der Banknoten der Bank Royale aufrechtzuerhalten, griff Law mit Unterstützung der Krone zu staatlichen Willkürmaßnahmen: Edelmetall wurde als offizielles Zahlungsmittel verbannt und durch die Noten ersetzt.

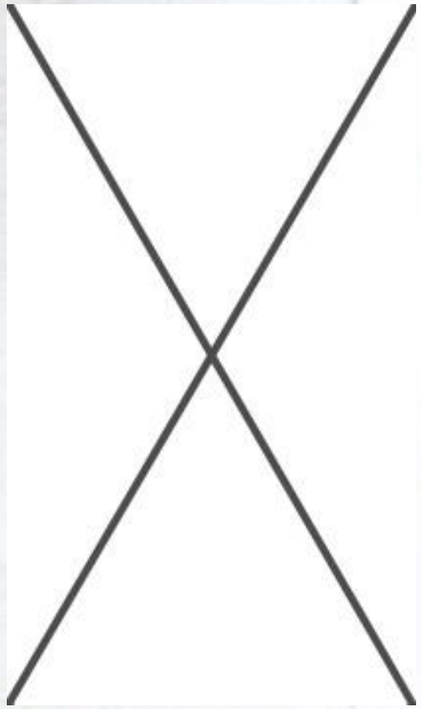
Als das alles nichts half, reduzierte Law den Wert des Papiergeldes auf die Hälfte. Ganz Frankreich geriet jetzt in Aufruhr, das Gesetzmusstesofortzurückgenommen werden. Die Wut der ruinierten Anleger, zu denen viele Adlige zählten, richtete sich gegen Law. Im Dezember 1720 musste er Frankreich fluchtartig verlassen, um der Lynchjustiz zu entgehen. Verarmt starb er 1729 in Venedig an einer Lungenentzündung.

Königlich: John Law (1671–1729) auf dem Höhepunkt seiner Macht

Banque de France Die französische Zentralbank ist aus der im Jahr 1716 von John Law in Paris gegründeten Banque Générale hervorgegangen

Adele Spitzeder, Engel der Armen

Eine mittellose Frau wird zur Hoffnung der kleinen Leute und enttäuscht sie



Bayerisches Mädel: Adele Spitzeder (1832–1895) trieb in München ihr Unwesen

München, im Mai 1866: Die junge Schauspielerin Adele Spitzeder wohnt mit ihrer Lebensgefährtin und sechs Hunden in einem Münchner Gast- hof. Sie hat zwar teure Privatschulen besucht und verkehrt in den besten Kreisen, ist aber verschuldet und wartet auf Engagements, die nie kommen. Ihr einziges Einkommen sind kärgliche 50 Gulden, die sie von ihrer Mutter jeden Monat zugesteckt bekommt.

Dann aber wendet sich das Blatt: Die Schauspielerin versucht sich als Bankerin. Ihr grandioses Scheitern, das tausende Anleger und ganze Gemeinden ruinierte, kommentierte Münchens Oberbürgermeister Christian Ude unlängst so: „Heute würden die Wirtschaftsredaktionen die Spitzeder als Erfinderin ‚innovativer Finanzprodukte' feiern! Und der Staat würde sich bereit erklären, für die Rückzahlung der Einlagen geradezustehen. Sie war nur unserer Zeit voraus. Ich fordere ein Adele-Spitzeder-Denkmal an der Wall Street!"

Zehn Prozent pro Monat. Spitzeders Betrügereien begannen, als sie der Frau eines Zimmermanns für 100 geliehene Gulden zehn Prozent Zinsen pro Monat versprach. Die ersten beiden Monatszinsen zahlte sie gleich bar auf die Hand. Dies sprach sich herum und schnell kamen viele, meist einfache Leute zu Spitzeder, um ihr die hart erarbeiteten Ersparnisse aufzudrängen.

Adele Spitzeder schwamm fast im Geld – an manchen Tagen brachten ihr begeisterte Kunden an die 100 000 Gulden. 1871 kaufte sie ein prachtvolles Haus für 54 000 Gulden. Sie lebte verschwenderisch, ihr Geschäftsbetrieb war chaotisch. Ohne ordentliche Buchhaltung beschränkte sie sich auf ein Quittungsbuch, in dem sie vermerkte, wer wie viel eingezahlt hatte. Ihren Mitarbeitern fehlte Erfahrung in Bankgeschäften.

Das störte niemanden, solange mehr Geld reinkam, als Spitzeder an Zinsen zahlen musste. Sie tat derweil so, als wäre das Anlegergeld ihr eigenes, bezahlte davon Schulden, kaufte Häuser und machte teure Geschenke. Zudem eröffnete sie die „Münchner Volksküche", ein Gasthaus mit 4000 Sitzplätzen, das Bier und Essen deutlich verbilligt an die Bevölkerung abgab. Das trug der Schauspielerin den Ruf als „Engel der Armen" ein.

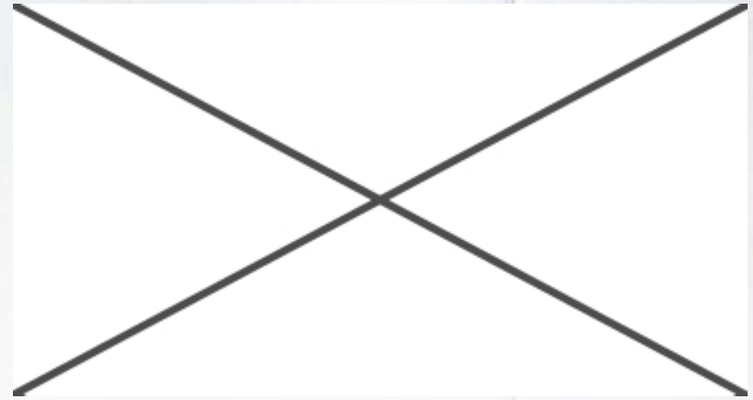
Verhängnisvoller Stresstest. Ab Mitte 1871 wuchs der Ärger über den Wohlstand unter Münchens Mächtigen. Aber noch gab es keinen juristischen Grund, gegen sie vorzugehen. Schließlich zahlte sie ihren Kunden regelmäßig Zinsen. Ihre Gegner mobilisierten rund 60 Kunden, die ihr Geld auf einen Schlag zurückforderten – ein echter Stresstest sozusagen. Die Bankerin konnte nicht zahlen, die „Spitzeder'sche Privatbank" crashte.

Am 12. November 1872 wurde Adele Spitzeder verhaftet. In knapp zwei Jahren hatten 31 000 Anleger insgesamt acht Millionen Gulden verloren. Einige begingen Selbstmord. Auch ganze Gemeinden waren ruiniert. Im Besitz von Adele Spitzeder fand die Polizei Wertpapiere, Geld und Schmuck im Wert von mehr als einer Million Gulden. Wo der Rest des Geldes gelandet war, ließ sich nie vollständig ermitteln.

1873 wurde Adele Spitzeder wegen betrügerischen Bankrotts zu drei Jahren und zehn Monaten Haft verurteilt. Dass sie den Anlegern stets gesagt habe, über keinerlei Sicherheiten zu verfügen, wirkte strafmildernd.

Nachdem sie ihre Strafe abgesessen hatte, trat sie in München unter dem Namen Adele Vio als Volkssängerin auf und genoss, von Gönnern unterstützt, ein relativ sorgenfreies Leben. Am 27. Oktober 1895 starb sie an Herzversagen.

FOTOS: SÜDDEUTSCHE ZEITUNG PHOTO/S.M. (1)



Verhaftet: Charles Ponzi (1882–1949) versprach 50 % Gewinn in 45 Tagen

Charles Ponzi, der Superstar

Der Vater der Schneeballsysteme machte aus 2,50 Dollar 15 Millionen

Es gibt nur wenige Menschen, die es schaffen, einem Betrugssystem ihren Namen zu geben. Charles Ponzi ist einer von ihnen. Im angelsächsischen Raum tragen die berüchtigten Schneeballsysteme seinen Namen. Das Penguin Dictionary of Finance definiert „Ponzi Schemes" wie folgt: „Ein Investmentschwindel, bei dem der Täter die Investitionen einsteckt und den Investoren Zinsen oder Profite aus dem Geld zahlt, das neu in dieses Schema einfließt."

Charles Ponzi war 1903 mit 2,50 Dollar in der Tasche aus Italien nach Kanada eingewandert. Schnell bekam er Ärger mit der Justiz und zog weiter nach Boston, USA. Dort gründete der gutaussehende Charmeur 1919 eine Firma namens Old Colony Foreign Exchange Company – und begann den Handel mit Rückporto-Bezugsscheinen.

Mit diesen Kupons sollte die Bezahlung des Rückportos aus einem fremden Land erleichtert werden. Anfangs war der Wert dieser Scheine noch an die Währung gekoppelt. Als die europäischen Währungen nach dem ersten Weltkrieg an Wert verloren, konnte man dort einen Schein für den Bruchteil des in den USA üblichen Preises kaufen. Ponzi behauptete, durch diese Währungsunterschiede hohe Gewinne erzielen zu können – und versprach satte 50 Prozent Rendite binnen 45 Tagen. Die ersten Investoren kamen, zahlten und kassierten. Schnell sprach sich herum, dass man dank Ponzi sein Geld auf wundersame Weise vermehren könne.

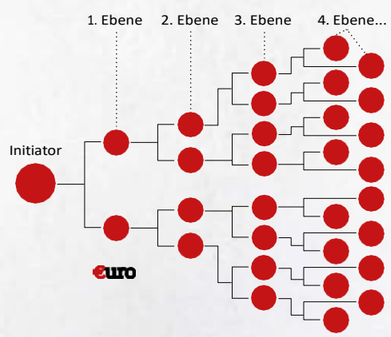
Fast wie Gott. Die Anleger ahnten nicht, dass Ponzi die Zinsen nur aus den Neueinlagen bezahlte. Den wenig einträglichen Handel mit Kupons ersparte er sich. Er hätte eine unglaubliche Menge von Kupons umsetzen müssen, um die versprochenen Millionengewinne zu erzielen. Ponzi war jetzt reich und ein Superstar. Einige nannten ihn „den größten aller Italiener". Seine Verehrung nahm mystische Ausmaße an.

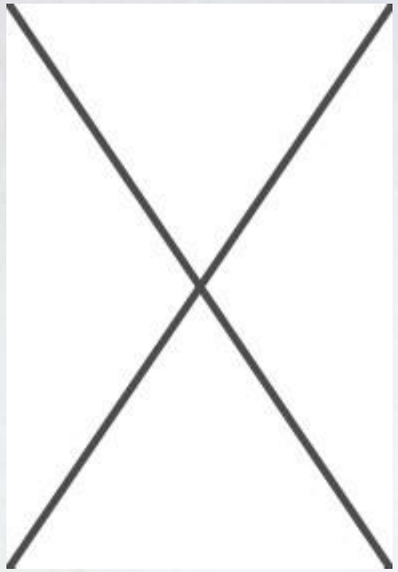
Doch sein märchenhafter Erfolg rief Kritiker auf den Plan. Ein Journalist der „Boston Post" errechnete, dass Ponzis Geschäftsmodell gar nicht funktionieren könne. Die Zweifel der Investoren wuchsen. Das Ende kam im August 1920, die Old Colony Foreign Exchange Company wurde geschlossen. Tumulte waren die Folge.

Von den 15 Millionen Dollar, die Ponzi von rund 40000 Anlegern kassiert hatte, waren nur noch 1,5 Millionen übrig. Er kam hinter Gitter. Nach seiner Entlassung wurde er nach Italien abgeschoben. Dort galt er immer noch als Held und Faschistenführer Benito Mussolini sorgte für ihn. 1949 starb Ponzi verarmt in Rio.

FOTOS: BETTMANN/CORBIS (1)

Das Ponzi-Schema Am Anfang steht ein Betrüger dessen Anleger immer neue Investoren anwerben. Er zahlt die Gewinne mit dem Geld der neuen Investoren. Das Spiel hat immer eine begrenzte Lebenszeit, weil die Zahl der nötigen Neu-Investoren exponentiell wächst.





Politikinsider: Der Banker Serge Alexandre Stavisky (1886–1934) starb durch eine Kugel

„Sascha“ Stavisky, der Netzwerker

Mit Schrottanleihen brachte er Frankreich an den Rand des Bürgerkriegs

Serge Alexandre Stavisky, auch „der schöne Sascha“ genannt, wurde 1886 in der Ukraine geboren. 1899 emigrierte er mit seinem Vater nach Paris. Dort geriet er auf die schiefe Bahn und saß sogar einmal 17 Monate im Gefängnis. Aber er arbeitete auch als Sänger, Nachtklubmanager, Impresario einer Nackt-Revue und Chef einer Spielhölle.

Holzkühlschränke für Afrika. 1927 gründete er mehrere Schwindelfirmen, die Produkte vermarkten sollten, die in Wirklichkeit nicht existierten. Darunter ein Unternehmen, das hölzerne Kühlschränke für die afrikanischen Kolonien Frankreichs produzierte. Sie würden, so versprach Stavisky, ohne Elektrizität kühlen. Er nahm Kredite bei städtischen Pfandleihern auf und hinterlegte als Sicherheit gefälschte Smaragde, von denen einige – so behauptete er – von der letzten deutschen Kaiserin stammten.

1930 gründete er eine eigene Bank, die „Crédit Municipale de Bayonne“, über die er wertlose Anleihen der Stadt Bayonne im Wert von über zweihundert Millionen Francs platzierte, vor allem bei Lebensversicherungen und gewerkschaftlichen Pensionsfonds.

Der schöne Sascha war nun reich und ein geachtetes Mitglied der vornehmen Pariser Gesellschaft. Er heiratete das bekannte Model Arlette, residierte abwechselnd in einem von drei Luxushotels, verbrachte seine Urlaube im noblen Seebad Deauville oder im Wintersportort Chamonix.

Zwar tauchten in der Presse immer wieder Betrugsvorwürfe auf. Aber notfalls kaufte Stavisky einfach die Verlage, um die Berichterstattung in seinem Sinn zu beeinflussen. Klagen wurden stets von der Justiz niedergeschlagen. Stavisky hatte sich ein verlässliches Netzwerk in Justiz und Politik geschaffen.

Doch 1933 flog der Schwindel auf. Stavisky floh mit seiner Familie nach Chamonix in die französischen Alpen. Als die Polizei schließlich sein Chalet umstellte, fiel darin ein Schuss. Selbstmord war die offizielle Version.

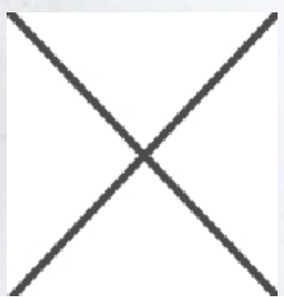
Doch nur Stunden später gingen erste Gerüchte um, Stavisky sei in Wahrheit ermordet worden, weil er zu viel über die korrupten Machenschaften der Mächtigen im Lande gewusst habe. Vor allem Minister und Abgeordnete der regierenden Radikalsozialistischen Partei gerieten unter Druck.

Nach Presseattacken und Demonstrationen wegen der Stavisky-Affäre trat Ministerpräsident Chautemps am 27. Januar 1934 sogar zurück, woraufhin es in Paris zu blutigen Unruhen kam. Bewaffnete Rechtsradikale versammelten sich auf der Place de la Concorde und lieferten sich eine Schießerei mit der Polizei. Am Morgen danach waren 15 Menschen tot und über tausend verletzt. Das Land taumelte zwischen faschistischer Machtergreifung und einem Bürgerkrieg.

Ungelöster Fall. Ein Gerichtsverfahren sollte das Netzwerk Staviskys aufarbeiten. Auf der Anklagebank saßen zwar Komplizen des Bankers, nicht aber die Politiker, die zu Staviskys Netzwerk gehört hatten.

Ein am Prozess beteiligter Richter wurde enthauptet aufgefunden, nachdem er angeblich mit der Veröffentlichung von Dokumenten gedroht hatte. Der Prozess endete 1936 mit Freisprüchen für alle Angeklagten. Bis heute ist nicht geklärt worden, wo Staviskys Millionen geblieben sind.

Im Zwielicht Der französische Ministerpräsident Camille Chautemps wurde verdächtigt, aus Angst vor Enthüllungen die Ermordung Sascha Staviskys befohlen zu haben



FOTOS: ROGER VIOLLET/ULLSTEIN BILD (1), IBA-ARCHIV/KEYSTONE (1)

Robert Vesco, der Plünderer

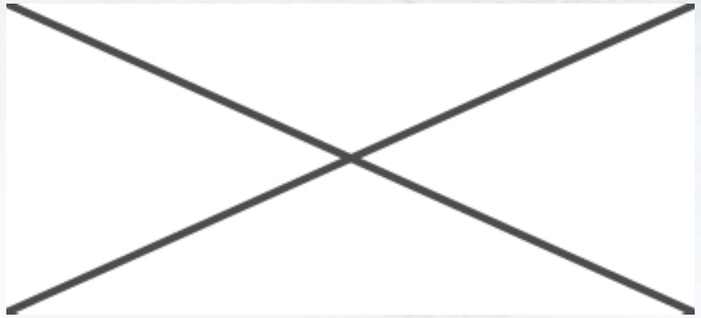
Wie man mit Geld, das es nicht gibt, ein Milliardenvermögen zerstört

Robert Lee Vesco gilt als einer der größten Betrüger aller Zeiten. Der 1935 geborene Sohn eines Detroiter Automechanikers italienischer Abstammung war ein skrupelloser Investor mit Mafiakontakten. Das „Wall Street Journal“ nannte ihn einen „Finanzzauberer“. Binnen weniger Jahre schaffte er es, mit einfachen, aber auch undurchschaubaren Transaktionen den einst milliardenschweren Finanztrust Investors Overseas Services (IOS) auszuplündern.

Man kann Vescos Geschichte nicht erzählen, ohne auch Bernard „Bernie“ Cornfeld zu erwähnen: Cornfeld, ein gescheiterter Sozialarbeiter aus Philadelphia, hatte 1960 den IOS-Fonds gegründet und gaukelte seinen Anlegern Sicherheit und Reichtum ohne Arbeit vor. Innerhalb weniger Jahre hatte er seine Fonds – mithilfe von 25000 großzügig entlohnten Vertretern und prominenten Werbeträgern wie den Präsidentensohn James Roosevelt – an 750000 Anleger losgeschlagen. Unter ihnen befanden sich auch rund 300000 Deutsche, darunter Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier, Marianne Strauß und die Hälfte der damaligen Fußballnationalmannschaft.

Wunderaktie. Die Geschäfte liefen prächtig. Die IOS kaufte hochwertige Papiere und profitierte von den Börsenhaussen in den USA und Europa. Die Euphorie verleitete die Manager dazu, immer riskantere Projekte wie Warentermingeschäfte zu wagen. In den besten Zeiten umfasste das Fondsvermögen mehr als vier Milliarden Dollar.

Im September 1969 ging IOS an die Börse. Cornfeld prophezeite den Anlegern, dass die „Wunderaktie“ – Ausgabekurs zehn Dollar – ihren Wert schon bald verdrei- oder verfünffachen würde.



Ertappt: Nachdem Robert Vesco (1935–2007) aufgeflogen war, floh er in die Karibik

Aber die Börsenbaisse Anfang 1970 ließ die Aktien nach ihrem Höchstkurs von 19 Dollar bis zum Jahresende auf einen Dollar abstürzen. Ähnlich erging es den Fonds. Gleichzeitig begannen die Anleger scharenweise auszusteigen. Bei IOS brach Panik aus. Man suchte einen Schuldigen – und fand ihn in „Bernie“ Cornfeld, der den Chefsessel räumen musste.

Gleichzeitig kamen die Direktoren zu dem Schluss, dass IOS nur noch durch eine schnelle Kapitalspritze zu retten sei.

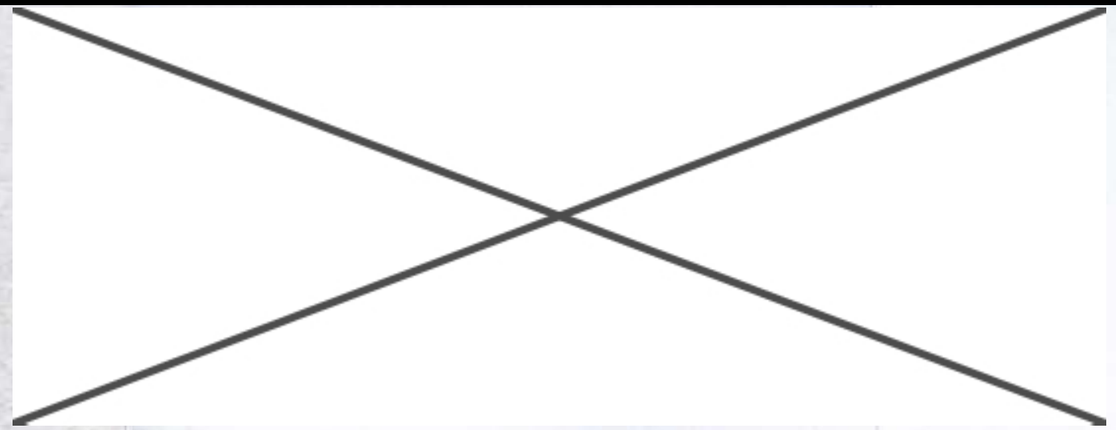
Nun schlug die Stunde des Robert Vesco. Im Sommer 1970 präsentierte er sich den IOS-Direktoren als Retter in der Not und bot an, Cornfelds 2,3-Milliarden-Dollar-Imperium mit einem Darlehen von fünf Millionen Dollar zu retten. Die Sache hatte jedoch einen Haken: Vesco bot Millionen, die er gar nicht hatte – seine Firmengruppe war knapp bei Kasse – und eigentlich brauchte die IOS diesen Kredit auch nicht. Das Unternehmen steckte zwar in einer Vertrauenskrise. Aber es umfasste fast 200 Gesellschaften, darunter 20 Investmentfonds – knapp 668 Millionen Dollar lagen entweder als Bargeld in der Kasse oder waren in erstklassigen US-Wertpapieren angelegt. Vescos fünf Millionen hätte IOS eigentlich leicht selbst aufbringen können.

Beute versteckt. Vesco drängte nun in die IOS-Gesellschaften, um an deren Vermögen zu kommen. Er verkaufte die erstklassigen Wertpapiere, ersetzte sie durch wertlose Papiere dubioser Firmen und überwies die Gewinne auf Bankkonten, über die er nach Belieben verfügen konnte. Zu spät merkten die IOS-Kunden, dass der „Retter“ ihr Vermögen plünderte und die Beute versteckte.

„Ausplünderung großen Stils“ warf die Börsenaufsicht SEC Robert Vesco Ende 1972 vor. Dass er die IOS-Fonds um 224 Millionen Dollar erleichtert hatte, konnte die SEC nachweisen. Mehrere Hundert Millionen Dollar blieben jedoch unauffindbar. Vesco setzte sich in die Karibik ab, betrog dort in anderen Bereichen weiter und starb 2007 in Havanna.

Die Opfer Neben deutschen Fußballstars verloren Franz-Josef Strauß’ Ehefrau Marianne und der damalige Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier durch Vescos Betrug viel Geld

FOTOS: BETTMANN/CORBIS (1), TITA BINZ/ULLSTEIN BILD (1), INTERNEWS (1)



Filmreifer Gauner: Der Wertpapierhändler Ivan Boesky (rechts) war das Vorbild für den Börsenschurken Gordon Gekko im Film „Wall Street". Boesky wurde von Michael Douglas (links) verkörpert, der für die Rolle im Jahr 1987 einen Oscar erhielt

Ivan, der Schreckliche

Insiderinformationen sind Gold wert und (fast) immer käuflich

Ivan Boesky war ein „Master of the Universe", wie ihn Tom Wolfe in seinem Roman „Fegefeuer der Eitelkeiten" (1987) verewigt hat. Ein Halbgott der Wall Street, zu seinen Glanzzeiten 500 Millionen Dollar schwer. Seine Erfolge machten ihn zum Idol einer ganzen Generation von Anlageberatern und Analysten.

Und er schrieb Filmgeschichte. Er war das Vorbild für die Rolle des skrupellosen Spekulanten Gordon Gekko in Oliver Stones Film „Wall Street". Auch Gekkos Credo („Gier ist gut ..."), das mancher Banker als philosophische Rechtfertigung ihres Tuns benutzen, kann Boesky zugeschrieben werden. „Ivan, der Schreckliche", wie er bald genannt wurde, galt als Meisterspekulant.

Aufsteigender Außenseiter. Eigentlich passte der 1937 geborene Sohn eines Barbesitzers russischer Herkunft so gar nicht in das Klischee der Big Player an der Börse. Er war ein Außenseiter, der, wie die Mitglieder der alten protestantischen Finanzelite gerne spotteten, Jura an einer Universität studiert hatte, „von der noch nie jemand etwas gehört hatte". Aber der Snobismus war ihm egal. Im Gegenteil: Er genoss die Rolle des Aufsteigers.

Mit einem Startkapital von 700 000 Dollar, das größtenteils aus dem Vermögen seiner Schwiegermutter stammte, machte er sich in den 70er-Jahren als Arbitrage-Händler selbstständig und spekulierte auf Kursdifferenzen von Aktien an verschiedenen Börsenplätzen.

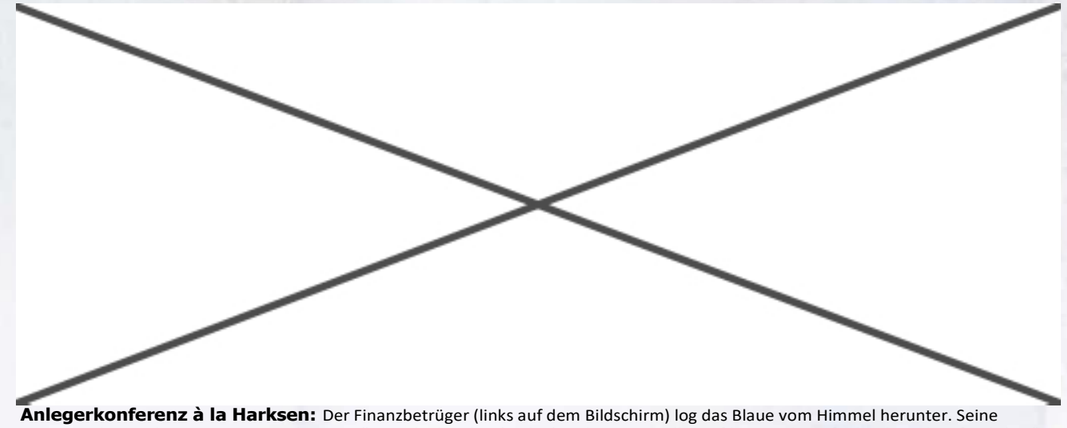
Wie ein Guerillakämpfer bewegte er sich in diesem von Hunderten Firmen und Tausenden Finanzexperten umkämpften Bereich – und zockte sie alle ab. Sein Startkapital vervielfachte er rasch auf 200 Millionen Dollar Vermögen. Und er inszenierte sich medienwirksam. So residierte Boesky in einer Villa mit mehreren Tennisplätzen und Swimmingpools, seine Bürosuiten lagen an der noblen New Yorker Fifth Avenue, er fuhr stets in einer schwarzen Stretch-Limousine durch Manhattan, und spendete enorme Summen für wohltätige Zwecke, was ihn in New York für kurze Zeit zum Volkshelden mit Robin-Hood-Image aufsteigen ließ. Boesky war für viele die Verkörperung des American Dream.

Aber was war sein Erfolgsgeheimnis? Eigentlich kämpfte er mit den gleichen Waffen wie seine Konkurrenten: Er arbeitete hart, setzte auf steigende Börsenkurse und kaufte rechtzeitig überdurchschnittlich stark steigende Aktien. Und er verfügte über enormes Insiderwissen. Oft wusste er früher als alle anderen Wall-Street-Händler, wann zum Beispiel Übernahmeangebote publik wurden.

Dafür bezahlte und bestach er ein Informanten-Netzwerk aus Bankern, Analysten, Anwälten und Finanzjournalisten. So etwas war (und ist) verboten. So ziemlich jedem war klar, dass Boesky sein Geld nicht auf ehrliche Weise verdiente. Aber die Ermittler der US-Börsenaufsicht SEC konnten ihm lange Zeit nichts nachweisen.

Geständig. Das Ende kam 1986. In einem anonymen Brief hatte ein Unbekannter Details über seinen Insiderring enthüllt. Whistleblower nennt man solche Leute heute (siehe auch Beitrag ab Seite 34). Boesky wurde verhaftet und kooperierte daraufhin mit den Ermittlern. Im Gegenzug kam er mit einer Haftstrafe von nur drei Jahren und 100 Millionen Dollar Geldstrafe davon. Sogar eine letzte große Transaktion gestattete ihm die SEC noch: Er durfte vor dem offiziellen Bekanntwerden des Skandals am 14. November 1986 Aktien im Wert von 440 Millionen Dollar verkaufen. Der gefallene Halbgott konnte damit ein letztes Mal sein Insiderwissen einsetzen: Das über seinen eigenen Fall. Seit Boesky 1990 wieder auf freiem Fuß kam, meidet er die Öffentlichkeit.

FOTOS: MARY EVANS/RONALD GRANT ARCHIVE/20TH CENTURY FOX/INTERFOTO (1), TED THAI/COLLECTION: TIME & LIF/GETTY IMAGES (1)



Anlegerkonferenz à la Harksen: Der Finanzbetrüger (links auf dem Bildschirm) log das Blaue vom Himmel herunter. Seine Story wurde von der ARD im Zweiteiler „Gier" mit Ulrich Tukur (rechts) in der Hauptrolle verfilmt. Harksen findet den Film „furchtbar"

Jürgen Harksen, der Charmeur

€uro-Autorin Daniela Meyer traf den Millionenbetrüger auf Mallorca

Ein Zettel klebt an der Eingangstür des Hotels Portixol in Palma de Mallorca: „Cerrado por renovacion" steht da – wegen Renovierung geschlossen. Komisch. Hier soll ich Jürgen Harksen treffen. Zum Mittagessen habe ich mich mit dem Mann verabredet, der Jahrzehnte lang Geschäftsleute um ihre Millionen brachte – auch Prominente wie Dieter Bohlen und Udo Lindenberg.

Hat er mich jetzt reingelegt? Ich drehe mich um. Fast erwarte ich, Harksen irgendwo zu sehen, wie er sich über diese eifrige Journalistin amüsiert. Immerhin hatte er sich lange bitten lassen, bis er dem Treffen zustimmte.

Harksen lebt nun auf Mallorca – als Weinhändler, wie er sagt. In seinem alten Jagdrevier Hamburg hatte er sich nicht mehr wohlgefühlt. Er hätte das Misstrauen der Leute gespürt. Seine zweite Frau Claudia Smith, ein südafrikanisches Model, und seine drei Söhne sind mit ihm auf der Insel. Kurz nach seiner Haftentlassung 2008 war er hierher gezogen. Davor hatte er sechs Jahre und neun Monate wegen Betrugs im Knast gesessen. Auch ich bin misstrauisch, rufe ihn an. „Guten Morgen!", ruft er ins Telefon. Ich sage: „Herr Harksen, das Lokal hat zu!" Daraufhin er: „Dann kommen Sie mal ins Café Cappuccino." Er erklärt den Weg. Es ist am anderen Ende der Stadt. Bevor ich ins Taxi springe, fragt er: „Die Fahrtkosten übernimmt doch Ihr Chef?" Das ist Harksen: Er hat immer nur die Reichen geschröpft. Von den Armen hat er kein Geld genommen. Im Gegenteil: Er hat für gute Zwecke gespendet – ein bisschen wie Robin Hood.

Böse Streiche. Mit Renditeversprechen von bis zu 1300 Prozent – Faktor 13 nannte er das – und viel Witz nutzte er die Gier seiner Anleger aus. Mit gefälschten Dokumenten und urkomischen Lügen täuschte er sie. Ein Eulenspiegel, dessen Streiche unters Strafgesetzbuch fielen. Mit seiner Firma Nordanalyse würde er Unternehmen durchleuchten und gigantische Aktiengewinne einfahren, erzählte er seinen Opfern. Mit der Gesellschaft Skandinavien Investment hätte er dank Firmenübernahmen mal eben aus fünf Millionen Mark 19 Millionen gemacht. Aber nichts davon stimmte.

Harksen selbst hat nie begriffen, warum die Reichen ausgerechnet ihm vertrauten, einem 1960 in Flensburg geborenen Sohn eines alkoholkranken Gartenmöbelvertreters und einer Friseurin. Vielleicht lag es an seiner „hypnotischen Gabe", von der seine Opfer 2002 vor dem Hamburger Landgericht sprachen.

Im Taxi addiere ich, wie viel Geld ich verlöre, wenn Harksen den Interviewtermin platzen ließe. Etwas mehr als 300 Euro Flug- und Übernachtungskosten – Peanuts für einen, der etwa 150 Millionen Mark veruntreut hat. Muss ich vielleicht „Harksen kann's nicht lassen" über meinen Artikel schreiben?

Das Café Cappuccino gibt es tatsächlich. Als ich es betrete, sehe ich ihn sofort – hinten vor dem Kamin auf einem roten Sofa. Schwarzes Hemd, schwarze Hose, Turnschuhe, etwas fülliger als früher. Rundes Gesicht, lichtes Haar, Brille. Ein Wolf im Schafspelz?

Er winkt, als er mich sieht. Fester Händedruck. Lachen mit Lücke zwischen den Schneidezähnen. „Können Sie mir einen Anlagetipp geben?", frage ich ihn. „Klar, kaufen Sie Wein. Faktor 13", sagt er und bricht in Gelächter aus. Nun kann das Interview beginnen. →

Die Opfer Hamburger Promis wie Udo Lindenberg (links) und Dieter Bohlen hatten bei Harksen Geld angelegt. Die meisten sahen es nie wieder

FOTOS: MARC SCHULTZ-COULON/THOMAS&THOMAS(1), MARKUS BECK/DPA/PICTURE-ALLIANCE (1), BRUDER/GINETEXT (1), REETZ/ADOLPH PRESS (1)

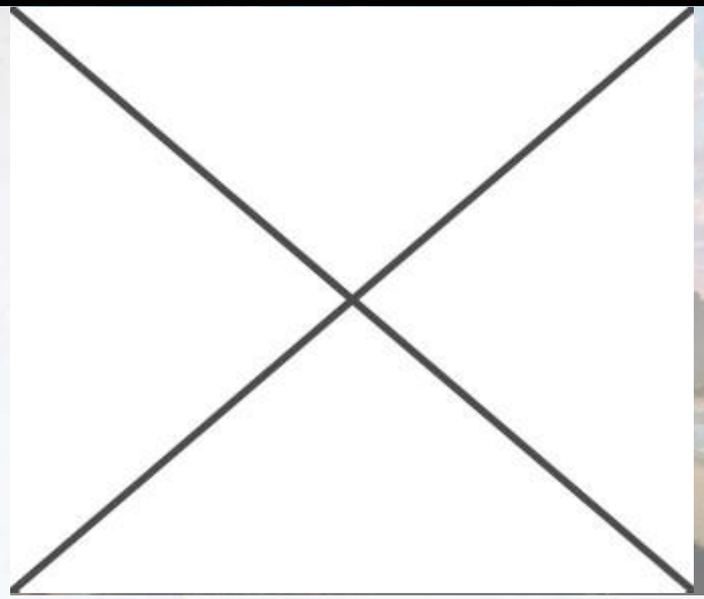
„Als Kind eines Säufers ist man ein Niemand“

Jürgen Harksen nahm reichen Geschäftsleuten mit unglaublichen Geschichten Millionen ab. Ein Interview über Lügen, Luxus und Morddrohungen

€uro: Wie erkennt man einen Betrüger, Herr Harksen?
Jürgen Harksen: Wenn jemand Gewinne von mehr als sieben Prozent verspricht, muss man vorsichtig sein. Wäre es leicht, solche Gewinne zu generieren, würde es doch jede Bank machen.
€uro: Ihnen haben trotzdem erfahrene Geschäftsleute vertraut.
Harksen: Diese Leute waren extrem reich. Und Leute, die viel haben, sind leichtere Opfer. Sie plagt die ständige Sorge, ihr Nachbar könnte ein größeres Haus haben. Der Gier-Virus packt sie. Wer hart für seinen Unterhalt arbeiten muss, ist vorsichtiger.
€uro: Auch Dieter Bohlen hat Ihnen Geld gegeben.
Harksen: Er hat 600000 Mark angelegt, die er plus Zinsen wiederbekommen hat. Er sagt, er hätte durch mich drei Millionen verloren. Vielleicht denkt er das, weil er die versprochenen Gewinne nicht bekommen hat.
€uro: Wegen Verjährung konnten Sie nur noch für einen Schaden von 30 Millionen DM belangt werden. Aber auch, weil weder Herr Bohlen noch die meisten anderen Sie angezeigt haben.
Harksen: Bohlen hat sein Geld wieder bekommen, hatte also keinen Grund. Andere wollten wohl nicht als Schwachköpfe dastehen oder riskieren, dass jemand fragt, woher ihr Geld kommt.
€uro: Laufen Ihnen manche Ihrer Opfer noch über den Weg?
Harksen: Manchmal. Ich versuche ihnen offen zu begegnen. Einige melden sich auch noch bei mir und wollen wissen, ob ich noch Geld versteckt habe.
€uro: Was sagen Sie denen?
Harksen: Dass die Behörden alles auf den Kopf gestellt und nichts gefunden haben. Ein Grund, warum ich nur wegen einfachen Betrugs verurteilt wurde, war, dass ich keine Beute versteckt habe. Aber das glauben nicht alle.
€uro: Wer einmal lügt …
Harksen: Ich habe gelernt, mit dem Misstrauen umzugehen. Im Gefängnis habe ich eine Therapie angefangen und dabei viel über mich gelernt.

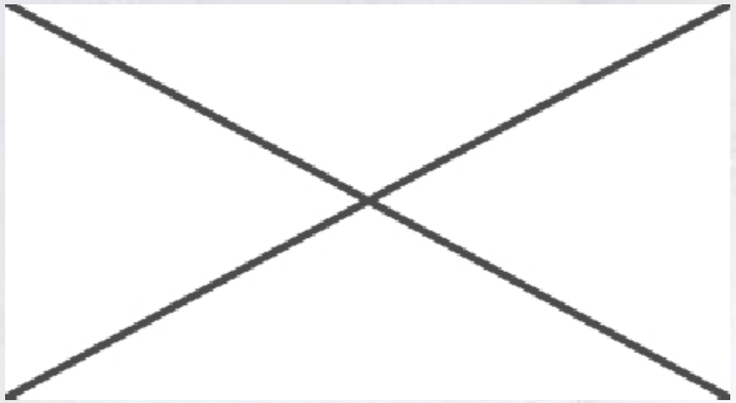
> „Eines Morgens stand ein Holzkreuz im Garten – mit meinem Namen, Geburts- und Sterbedatum.“

€uro: Was zum Beispiel?
Harksen: Ich habe schon als Kind mit dem Geschichtenerzählen begonnen. Ich komme aus schwierigen Verhältnissen. Meine Eltern sind früh gestorben, mein Vater war Trinker. Ich habe gelernt, man muss lügen, um anerkannt zu sein. Ich war Legastheniker, galt bei den Lehrern als dumm. Als Sohn eines Säufers ist man ein Niemand. Aber als Sohn eines Geschäftsmanns wird man bewundert.
€uro: War Ihre Betrügerei also die Verwirklichung eines Traums?
Harksen: Nein, das war nicht geplant. Ich habe mit ehrlichen Geschäften begonnen, Geld für Bekannte angelegt und Gewinne erzielt. Dann ist ein Investment geplatzt. Anstatt es zuzugeben, habe ich Geld genommen, das mir nicht gehörte, um das Defizit auszugleichen. Das gewann eine Eigendynamik. Wie ein Krake, dem täglich ein neuer Arm wächst.
€uro: Hatten Sie nicht irgendwann Angst vor Ihren Kunden?
Harksen: Deshalb bin ich ja weg. Eines Morgens stand ein Holzkreuz in meinem Garten – mit meinem Namen, Geburts- und Sterbedatum.
€uro: Sie sind dann 1993 mit Ihrer Familie nach Südafrika. Wäre das nicht die Chance zum Ausstieg gewesen?
Harksen: Ich wollte ja, hatte die naive Idee, meine Kunden würden mich in Ruhe lassen. Aber sie sind mir nachgereist. Also musste ich weiter lügen und sogar neue Kunden akquirieren, um die auszuzahlen, die aussteigen wollten. Ich konnte nicht zugeben, dass ich ein Betrüger bin, weil mich Südafrika dann ausgeliefert hätte.
€uro: Wie sah Ihr Leben in Kapstadt aus? Im Film „Gier“ von Dieter Wedel wird es als absoluter Luxus gezeigt.
Harksen: Der Film ist furchtbar. Es gab nie wilde Partys, wo kübelweise Schampus gesoffen wurde. Die Leute, mit denen ich zu tun hatte, waren reich. Die mögen es dezenter. Es gab Abendessen und Musik. Mehr nicht.
€uro: Die deutschen Behörden arbeiteten an Ihrer Auslieferung. Wie kann man da seelenruhig am Kap wohnen?
Harksen: Ich war nicht ruhig, musste mich neun Jahre jeden Morgen bei der Polizei melden. Ich habe immer gedacht, vielleicht behalten die mich heute da. Jeden Tag habe ich mich von meinen Kindern verabschiedet. Ich konnte nur noch mit Tabletten einschlafen.
€uro: Will man da nicht mal aufhören?
Harksen: Ja. Aber meist ist die Erleichterung, wieder einen Tag gewonnen zu haben, größer. So schleppt man sich von Woche zu Woche. Und plötzlich sind neun Jahre um und man ist mit den Nerven am Ende.
€uro: Wie kam es zur Auslieferung?
Harksen: Ich habe mich gestellt, weil ich nicht mehr konnte und kein Geld mehr hatte, um meine Anwälte zu bezahlen. Und ich wollte, dass meine Kinder endlich normal leben können. Die haben ja gemerkt, dass ich fertig war.
€uro: Sie hatten verrückte Storys im Repertoire. Erzählen Sie eine?
Harksen: Ich fing bald an, abenteuerliche Geschichten zu erzählen, weil ich keine Kunden mehr wollte. Es wuchs mir über den Kopf. Ich dachte, wenn ich Neukunden unseriöses Zeug erzähle, würden die mich in Ruhe lassen.
€uro: Das hat aber nicht geklappt?
Harksen: Die Leute haben mir ihr Geld teils aufgedrängt. Ich habe mal in meinem Privatjet Bekannte mitgenommen. Ich wollte nicht über Geschäftliches reden. Aber sie konnten es nicht lassen. Um sie loszuwerden, habe ich eine wilde Story erzählt: Ich plane einen Flug zum Mond und sei schon mit der NASA in Verhandlungen eine ausgemusterte Discovery zu kaufen. Mit zehn Leuten würde ich das Millennium auf dem Mond feiern. Ich würde die Flügel als Werbefläche vermieten. Ein Reifenhersteller, dessen Reifen wir benutzen, wäre ein Sponsor. Ein Platz im Shuttle koste eine Million Mark. Da denkt doch jeder, der Kerl ist irre. Aber nein, der damalige Finanzvorstand des Versicherers ARAG hat noch im Flieger einen Scheck ausgestellt. Er fand die Idee toll und wollte sieben Plätze.
€uro: Hat es Ihnen Spaß gemacht, die Reichen bloßzustellen?
Harksen: Noch eine Geschichte: Ich wollte mit zwei Millionären ein Hotel auf Gran Canaria bauen. Damals flogen nur die Urlaubsbomber dahin. Wir saßen also in feinen Anzügen in der Holzklasse. Und ein ganz normaler Typ setzt sich und sagt: „Hallo, wie geht es Sie?“ Die beiden Multis haben die Nase gerümpft, weil er sich falsch ausgedrückt hatte. Das wollte ich ihnen heimzahlen. Kurz vor der Landung habe ich die Stewardess gefragt, wo man auf Gran Canaria am besten epibrieren kann. Sie hat geantwortet: Am Hafen. Die Frage habe ich im Beisein der beiden noch weiteren Leuten gestellt. Jeder hatte eine andere Antwort. Und auch die beiden haben sich rausgeredet.
€uro: Was bedeutet epibrieren?
Harksen: Ich habe das Wort erfunden. Aber keiner hat gefragt. Auch diese Schnösel wollten sich nicht die Blöße geben, etwas nicht zu wissen. Irgendwann ist das Epibrieren sogar zu einem Investment geworden. Der Epibrations-Fonds. Ich habe ihn auf einer Veranstaltung als Anlageobjekt vorgestellt. Danach hat der damalige Präsident der Hamburger Handelskammer in den Saal gerufen: So was braucht Hamburg!
€uro: Wie ist es möglich, dass die Leute Ihnen das alles geglaubt haben?
Harksen: Ich bin ein einfacher Typ, vertrauenswürdig. Der Hauptgrund aber ist: Kleider machen Leute. Mein Lieblingsfilm ist „Der Hauptmann von Köpenick“. Als er arm aussieht, will ihm keiner helfen. Dann kauft er eine Uniform, sagt, er sei Hauptmann, und schon gibt ihm die Bank Geld.
€uro: Heute wohnen Sie zur Miete am Rand von Palma de Mallorca. Wünschen Sie sich manchmal den Luxus von früher zurück?
Harksen: Ich mag mich heute, wie ich bin. Ich weiß, ich werde nie wieder straffällig. Heute ist es das Schönste, für meine Familie zu kochen, eine Flasche Wein mit meiner Frau zu trinken. Ohne Angst, dass es an der Tür klopft. Der größte Luxus ist für mich, dass ich frei bin, frei von Lügen. Ich hätte früher nie gedacht, dass das eine solche Erleichterung ist. Interview: Daniela Meyer



> Der größte Luxus für mich ist, dass ich frei bin, frei von Lügen. Ich hätte früher nie gedacht, dass das eine solche Erleichterung ist.“

FOTO: THOMAS HEGENBART/AGENTUR FOCUS



Blender: Kenneth Lay (1942–2006) erzeugte mit Luftbuchungen künstliche Gewinne

Kenneth Lay, der Bluffer

Wegen schlampiger Kontrolleure konnte Enron Milliarden vernichten

Enron, ein US-Energiekonzern mit 20 000 Mitarbeitern und 100 Milliarden Dollar Umsatz, vom Magazin „Fortune" fünf Jahre in Folge zum „innovativsten Unternehmen Amerikas" gekrönt, war Ende der 90er-Jahre ein Liebling der Finanzwelt. Enron-Manager waren beliebte Gäste der Mächtigen aus Wirtschaft und Politik — bis hinauf zum Präsidenten.

Bush-Freunde. Die Enron-Leute investierten Millionen in Wahlkampfspenden. So kassierte der spätere US-Präsident George W. Bush als Duzfreund von Enron-Boss Kenneth Lay (1942–2006) mehr als zehn Prozent der gesamten Spenden. Das Unternehmen stiftete einen Preis, der heute wie Hohn klingt: „The Enron Prize for Distinguished Public Service". Preisträger waren zum Beispiel Nelson Mandela, Colin Powell und Alan Greenspan.

Aber Lay und seine Räuberkumpane hatten ein gigantisches Lügengebäude erbaut. Jahrelang hatten sie Bilanzen frisiert und so die wahren Schulden des Unternehmens vertuscht. Sie selbst scheffelten Abermillionen. Als Enron am 2. Dezember 2001 Gläubigerschutz beantragen musste, wurden 4500 Mitarbeiter sofort entlassen, binnen weniger Tage verloren die Aktionäre 60 Milliarden Dollar, zwei Milliarden Dollar büßte der firmeneigene Pensionsfonds ein.

Der Weg zum Bankrott. 1985 war Enron aus der Fusion der US-Unternehmen Houston Natural Gas und Internorth, einem Erdgaskonzern aus Nebraska, hervorgegangen und zunächst als Pipelinebetreiber tätig. 1989 stieg Enron in den Erdgashandel ein und wurde innerhalb weniger Jahre der größte Gashändler in den USA und in Großbritannien. Enron baute und betrieb weltweit Gaspipelines und -kraftwerke und handelte auch mit Datenleitungen und Rohstoffen. Die Mitarbeiter bastelten immer neue Derivate und Termingeschäfte, die die Risiken von Preisschwankungen im Energiemarkt abfedern sollten. Mit einem Netz von Beteiligungsgesellschaften, die untereinander Geschäfte machten, gaukelte Lay Umsätze vor, die nichts mit der Realität zu tun hatten. Von den 1000 Enron-Unternehmen waren 881 Briefkastenfirmen.

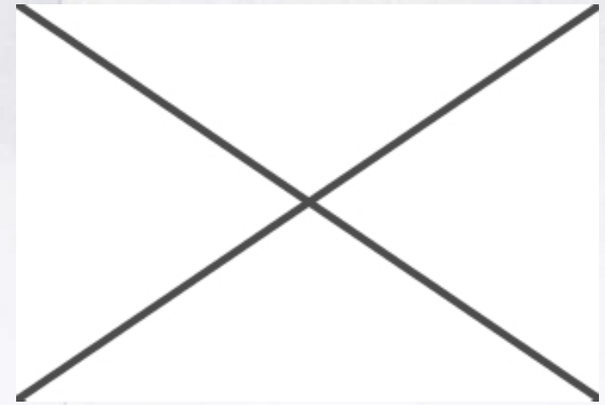
Die Opfer Neben zahlreichen US-Banken und Pensionsfonds blieben auch die HypoVereinsbank (im Bild) und die Dresdner Bank auf faulen Krediten des Gashändlers sitzen

Aktienrally. Der Börsenkurs von Enron stieg rasant, allein im Jahr 2000 um 89 Prozent. Die Manager waren kreativ. Mal wurde der Umsatz aufgebläht, mal warf eine Pipeline bereits Gewinne ab, bevor die Röhren verlegt waren. Die US-Bank Citigroup lieh Enron fast fünf Milliarden Dollar. Die Kredite tauchten in der Bilanz aber nicht als Schulden, sondern als Zahlungen an Lieferanten auf, um die Verschuldung zu verschleiern. Doch irgendwann brach alles zusammen.

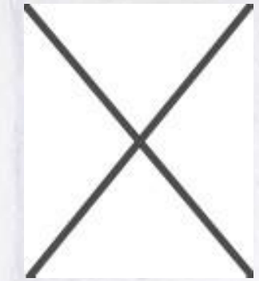
Der Betrug wäre nicht passiert, wenn die Kontrollorgane nicht komplett versagt hätten. Eine besonders schlechte Figur machte die inzwischen nicht mehr existierende Wirtschaftsprüfungsgesellschaft Arthur Andersen, die Enron stets saubere Bilanzen bescheinigte.

Das hatte Folgen: 2002 verabschiedete der US-Kongress den Sarbanes-Oxley-Act, ein Gesetz, das schärfere Kontrollen durch die Börsenaufsicht vorschreibt und es Wirtschaftsprüfern untersagt, dieselben Firmen zeitgleich zu beraten. Enron-Chef Kenneth Lay und andere Topmanager wurden zu langen Gefängnisstrafen verurteilt. Doch Lay verstarb 64-jährig kurz vor Haftantritt.

FOTOS: ZUMA PRESS INC./ACTION PRESS (1), ISTOCKPHOTO (1)



Phoenix-Opfer: Viele Gläubiger von Dieter Breitkreuz (rechts mit Sohn) hoffen weiter auf Schadenersatz. Der Bund hat der Entschädigungseinrichtung EdW einen Kredit über mehr als 120 Millionen Euro gegeben



Dieter Breitkreuz, der Verkäufer

Wie der Gauner Dieter Breitkreuz mit Terminkontrakten abzockte

April 2004. Dieter Breitkreuz, der 66-jährige Gründer des Wertpapier-Handelshauses Phoenix Kapitaldienst, steuert seine Privatmaschine vom Typ Piper über die Schweizer Alpen. Mit an Bord sind vier Familienangehörige, darunter seine Ehefrau. Der Flug nach St. Moritz sollte sein Geschenk zu ihrem 60. Geburtstag sein. Nur noch wenige Kilometer von der Landebahn entfernt, gerät die Maschine aus unbekannten Gründen ins Trudeln und zerschellt bei Loch 6 auf dem schneebedeckten Golfplatz von Zuoz-Madulain. Keiner der Insassen überlebt den Absturz.

Der Tod des Firmenpatriarchen löste in der deutschen Finanzszene ein gewaltiges Beben aus. Denn nach und nach kam nun die Wahrheit über das Unternehmen ans Tageslicht – und damit einer der größten Betrugsfälle der deutschen Nachkriegsgeschichte.

Verkauf per Telefon. Rund 30000 Anleger, denen Dieter Breitkreuz und seine Vermittler meist im Telefonverkauf hohe zweistellige Renditen versprochen hatten, verloren über 600 Millionen Euro. Das meiste Geld war in ein Schneeballsystem geflossen. Phoenix hatte seit 1992 seinen Kunden Spekulationen auf den Terminmärkten angeboten. Das eingesammelte Geld – pro Kunde waren es mindestens 3000 Euro – sollte in einem speziellen Produkt, dem „Phoenix Managed Account", auf einem Sammelkonto angelegt werden. „Die Vermittler behaupteten, das seien Geschäfte, die sonst nur die Banken machen würden. Nur die Großen würden damit reich und nun biete Phoenix dies endlich auch für ganz normale Anleger an", erklärte später Anlegeranwalt Wolf von Buttlar die Augenwischerei von Breitkreuz.

Phoenix Kapitaldienst wies schon bald Traumrenditen aus. Mal waren es 20,8 Prozent, dann 17 Prozent und auch mal „nur" 13,2 Prozent. Doch die Gewinne existierten lediglich auf dem Papier, tatsächlich machte das Unternehmen Verluste. Spätestens ab 1994 waren die Nettorenditen erfunden. Denn echte Optionsgeschäfte wurden nur in den Anfangsjahren getätigt. Als die Anlagestrategie aber schon nach kurzer Zeit Verluste produzierte, ging Phoenix zu Luftbuchungen und gefälschten Abrechnungen über.

Bis Juli 1998 hatte das Unternehmen mit Fehlspekulationen an den Terminmärkten rund 50 Millionen Euro verloren. Dennoch flossen hohe Provisionen an die Vermittler und üppige Gehälter an die Mitarbeiter. Das Gros der neu eingesammelten Gelder ging dafür drauf, den Altanlegern die scheinbaren Gewinne auszuschütten. Phoenix war nichts anderes als ein Schneeballsystem.

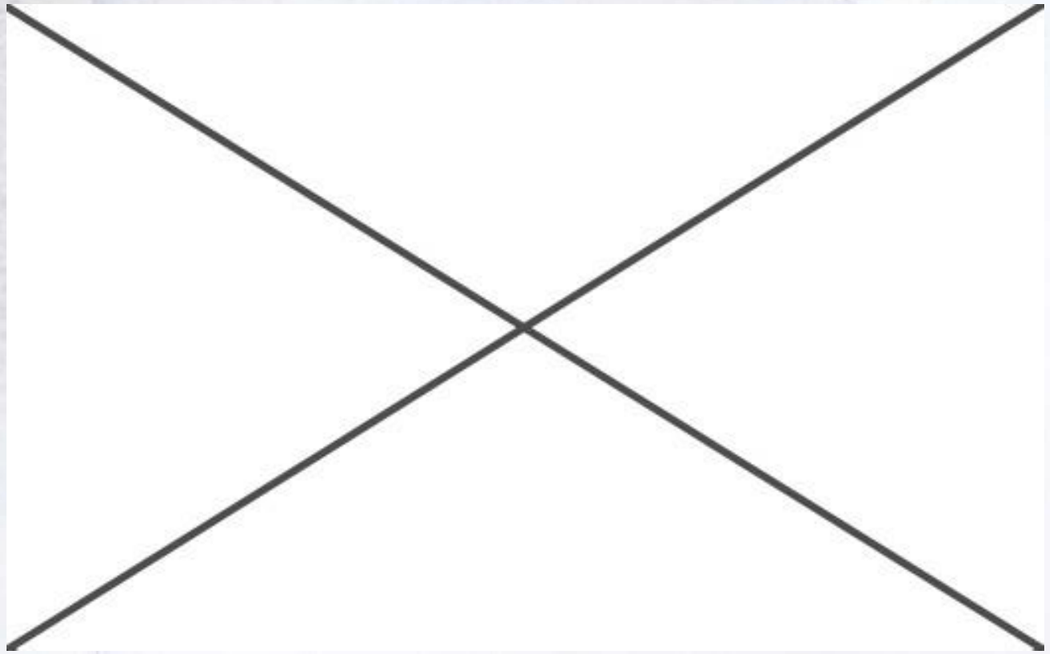
Breitkreuz steckte auch einen Teil des Geldes in die eigene Tasche: Größere Beträge fand der Insolvenzverwalter später auf einem Bankkonto bei der Frankfurter Sparkasse.

Betrugshelfer unbekannt. Im großen Stil hatte Breitkreuz jahrelang Umsätze, Abrechnungen und Kontoauszüge gefälscht. Und zwar so perfekt und aufwendig, dass es für einen einzigen Täter viel zu viel Arbeit gewesen wäre. Wer also wusste außer ihm noch Bescheid über die Betrügerei? Dieses Geheimnis nahm Breitkreuz mit ins Grab.

Erstaunlich am Fall Phoenix ist, dass die Luftnummern so lange unentdeckt geblieben sind. Dabei hatte Breitkreuz in der Finanzszene schon lange einen zweifelhaften Ruf: Die Stiftung Warentest hatte Phoenix bereits 1995 auf ihre Warnliste gesetzt, doch erst neun Jahre später sollten die Tester recht bekommen.

Weder der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht, noch dem Wirtschaftsprüfer, dem Sondergutachter und den Börsenhändlern, mit denen Phoenix kooperierte, will Breitkreuz' Masche aufgefallen sein.

FOTOS: FRANK MAY/DPA WEB/DPA/PICTURE-ALLIANCE (1)



Mediales Ereignis: Bernie Madoff zierte Zeitungen aus aller Welt. Das „New York Magazine" nannte ihn „The Monster Mensch"

Bernard Madoff, der Gentleman

Der Börsenstar brachte es zum größten Betrüger der Weltgeschichte

Er steht für den größten Finanzskandal, den je ein Einzelner heraufbeschwor: Bernard „Bernie" Madoff, Chef eines New Yorker Wertpapierhauses und Wall-Street-Legende, hat als erster das Schneeballsystem im globalen Maßstab angewendet – und gigantische 65 Milliarden Dollar Schulden hinterlassen. Dafür bekam der heute 72-Jährige Mitte 2009 eine Gefängnisstrafe von 150 Jahren aufgebrummt.

Madoff betrieb seit den 60er-Jahren ein Wertpapierhaus. Zeitweise gehörte er zu den größten Maklern an der Technologiebörse Nasdaq, bei deren Aufbau er mitgewirkt und deren Verwaltungsrat er geleitet hatte. Er saß sogar in Gremien der US-Börsenaufsicht SEC.

Als Vermögensverwalter betreute er rund 4800 Konten für Privatanleger, wohltätige Organisationen, Pensionskassen und Hedgefonds. Alle glaubten, sie hätten in ein Depot von Aktien und Optionen investiert. Aber das Geld, das er einnahm, legte er nie an. Altkunden, die Gewinne einforderten, wurden mit dem Geld neuer Kunden ausbezahlt.

Gefälschte Depotauszüge. Die eigentliche Arbeit Bernie Madoffs bestand darin, Kunden regelmäßig erfundene Depotauszüge zuzuschicken. Ein Vermögen von 65 Milliarden Dollar hatte er seinen Kunden zuletzt vorgegaukelt. Übrig blieb rund eine Milliarde. Mehr Geld war an der Wall Street noch nie veruntreut worden.

Der Filmemacher Steven Spielberg gehört zu seinen Opfern ebenso wie die Stiftung des Holocaust-Überlebenden und Friedensnobelpreisträgers Elie Wiesel.

Neben US-Anlegern hatten auch europäische Großbanken eigenes Geld und das ihrer Kunden bei Madoff angelegt. Selbst mächtige Finanzinstitutionen wie die Abu Dhabi Investment Authority fielen auf ihn herein. Der Staatsfonds ließ gut 400 Millionen Dollar von Madoff verwalten, die Korea Life Insurance 30 Millionen. Die Wiener Traditionsbank Medici, die – laut Eigenwerbung – „wie Mozart Genie mit harter Arbeit verbindet", hatte völlig ahnungslos 2,1 Milliarden Dollar in Madoffs Schneeballsystem gesteckt.

Madoffs Trümpfe waren sein vornehmes Auftreten und seine Verlässlichkeit. Wer ihn kennenlernte, war fasziniert. „Er hat eine unglaubliche Ausstrahlung, war charmant und glänzte mit kultiviertem Auftreten", so ein Schweizer Banker. Wer bei ihm anlegen wollte, musste nicht nur viel Geld, sondern auch Empfehlungen mitbringen. Er schaltete keine Werbung, seine Fonds waren eigentlich für Neulinge geschlossen. Dass reiche Investoren gelegentlich abgewiesen wurden, machte ihn zusätzlich glaubwürdig. Madoff machte seine Geschäfte am liebsten auf Golfplätzen, in Country Clubs, bei Wohltätigkeitsveranstaltungen oder auf seiner Yacht „Bull".

FOTOS: TIMOTHY A. CLARY/AFP/GETTY IMAGES (1)

Die Opfer Die Liste der Madoff-Opfer liest sich wie das „Who's who" der amerikanischen Society: Hollywood-Regisseur Steven Spielberg und Nobelpreisträger Elie Wiesel (v. l.) waren unter den Opfern. Madoffs Hausbank JP Morgan (im Bild: die Zentrale in New York) könnte noch nachträglich zur Kasse gebeten werden

„Jüdischer Bundesschatzbrief". Madoff lockte seine Anleger nicht mit exorbitanten Gewinnversprechen. Im Gegenteil: Während manche Hedgefonds mit Erträgen von 20 bis 30 Prozent prahlten, gab es bei Madoff nur zehn Prozent. Doch dafür waren seine Ausschüttungen so gut wie garantiert. Als „jüdischer Bundesschatzbrief" wurden seine Anlagen von seinen Glaubensbrüdern der jüdischen Gemeinde New Yorks bezeichnet, bei der er Mitglied war.

Doch wegen der Finanzkrise begann sein Lügengebäude zu bröckeln. Im Dezember 2008 teilte er einem Angestellten mit, viele Anleger wollten ihre Anlagen abziehen, sieben Milliarden Dollar seien fällig und er habe Probleme, diese Summe aufzubringen. In bereits aussichtsloser Lage lud Madoff seine Söhne Andrew und Mark in seine New Yorker Wohnung ein und machte reinen Tisch: „Ich bin erledigt, ich habe gar nichts mehr, es war alles eine große Lüge". Von den Anlegermilliarden seien nur noch 200 oder 300 Millionen übrig. Die Söhne informierten die Polizei. Einigen Experten war Madoff schon lange verdächtig. Bereits im Jahr 2000 informierte der Wirtschaftsprüfer Harry Markopolos die SEC, dass bei Madoff etwas nicht stimmen könne. Entweder sei er genial oder er betreibe ein gigantisches Schneeballsystem. Aber weder diese noch spätere Eingaben bewegten die Aufsichtsbehörde, Madoff zu überprüfen.

Anfang Februar 2011 erhob Irving Picard, der Treuhänder der Madoff-Geschädigten, Vorwürfe gegen JPMorgan, Madoffs Hausbank: Manager des Instituts sollen seit Jahren Verdacht geschöpft haben, doch wegen der guten Geschäftsbeziehungen habe man ein Auge zugedrückt. Bis zum Redaktionsschluss dieser €uro-Ausgabe konnte die Bank noch nichts zu ihrer Entlastung vorbringen.

Weitere Betrügerlegenden

Ramschanleihen, Kupfer und Derivate

Nick Leeson galt als das Wunderkind unter den Händlern der Barings Bank, einer der Topadressen der britischen Finanzszene. Bereits mit 25 Jahren leitete er von Singapur aus ein Team von Händlern, das aus Preisdifferenzen zwischen Wertpapieren möglichst große Gewinne erwirtschaften sollte. Jahrelang liefen diese Arbitrage-Geschäfte glänzend. Doch bald wendete sich das Blatt. Um die Verluste wieder wettzumachen spekulierte er immer riskanter. 1995 flog sein Spiel auf: Barings ging mit Schulden von über 800 Millionen Pfund in die Insolvenz, Leeson ins Gefängnis. Heute lebt er von Vorträgen. Im Film „Rogue Trader" kam seine Geschichte 1999 in die Kinos.

„Kupferfinger" nannte man Yasuo Hamanaka, der 1996 mit heimlichem Future-Handel seinem Arbeitgeber Sumitomo 2,6 Milliarden Dollar Verluste einbrockte. Hamanaka war der Guru des globalen Kupferhandels. Er investierte in Futures – und trieb dann den Kupferpreis hoch. Das tat er tagsüber für seine Firma – und nachts heimlich für sich. Bis er sich übernahm und auf offenen Positionen für 1,8 Milliarden Dollar sitzenblieb. Anschließend liquidierte Sumitomo seine Positionen in Panik und erhöhte so den Verlust um 800 Millionen. 1998 wurde Hamanaka zu acht Jahren Gefängnis verurteilt.

Jérôme Kerviel verzockte fünf Milliarden Euro und trieb damit die französische Bank Société Générale an den Rand des Ruins. Im Januar 2008 hatte er mit rund 50 Milliarden Euro jongliert und sie in riskante Investments gesteckt. Im Prozess versuchte Kerviel sich als Opfer des Systems darzustellen, das ihn ermutigt habe, große Risiken einzugehen. Das Urteil: fünf-Jahre Haft, davon zwei Jahre auf Bewährung.

FOTOS: STEVEN SPIELBERG/REFLEX (1), INFGOFF/BULLSPRESS (1)

15 Abzockmaschen

Wie Anleger sie **erkennen** und sich vor ihnen **schützen**

Gier ist gut, Gier ist richtig, Gier funktioniert", lässt US-Regisseur Oliver Stone Michael Douglas als Börsenschurke Gordon Gekko im Film „Wall Street" sagen. Dass Gier aber auch der Urtrieb ist, den sich Betrüger zunutze machen, um teilweise unbedarften, aber fast immer unvorsichtigen Anlegern das Geld aus der Tasche zu ziehen, verschweigt Gekko in dieser Szene. Schließlich wandert der gierige Börsenmann am Ende des Films wegen Insidergeschäften hinter Gitter.

Die Gefahr, Geld an Gauner zu verlieren, lauert überall: im Internet, auf offener Straße oder im Briefkasten. Nach Schätzungen des Bundesverbraucherministeriums verlieren die Deutschen mit unregulierten Finanzprodukten jährlich 50 Milliarden Euro, also über 600 Euro pro Einwohner. Dahinter steckt meist Betrug. Welche Maschen für die meisten Verluste sorgen, ist unklar. Die Opfer sind in der Regel schlecht beraten, häufig aber einfach betrogen worden. €uro erklärt die bekanntesten Methoden des Anlagebetrugs und zeigt, wie sich Anleger davor schützen können. Der Anwalt und frühere Bundesinnenminister Gerhart Baum zeigt auf, wie man seine Rechte durchsetzen kann und was die Politik noch unternehmen sollte, um Verbraucher zu schützen. hm

Nigeria-Connection

Die Masche
Die ersten dieser Betrüger-E-Mails kamen aus Nigeria, daher ihr Name. Ihr Inhalt ist meist folgender: Ein reicher afrikanischer Geschäftsmann sei gestorben. Seine Erben wollen an seine Schweizer Konten. Sie müssen mit einer kleinen Überweisung helfen, an das Geld zu kommen. Das versprochene Salär beträgt mehrere Millionen.

Wann kommt sie vor?
Die Nigeria-Connection hat immer Konjunktur und taucht in allen möglichen E-Mail-Postfächern auf – ob dienstlich oder privat.

Wie kann man sich wehren?
Es gibt keinen Filter auf der Welt, der alle betrügerischen E-Mails findet. Man sollte die Nachricht einfach löschen und nicht mitmachen. Klagen gegen diese Art des Betrugs sind sehr schwierig.

Falsche Lotteriegewinne

Die Masche
„Herzliches Glückwunsch!" Eine spanische Lotteriegesellschaft, die es in der Regel nicht gibt, beglückwünscht Sie in schlechtem Deutsch zu einem Millionengewinn. Um das viele Geld zu bekommen, muss der vermeintliche Gewinner ein Konto eröffnen und schon mal ein paar Tausender einzahlen. Dieses Geld ist dann futsch, auf die Millionen warten die Gewinner vergeblich.

Wann kommt sie vor?
Wie die Nigeria-Connection haben die Lotteriegewinne immer Saison. Oft ist den Betrügern auch das Porto nicht zu teuer und die falsche Glücksbotschaft kommt per Post.

Wie kann man sich wehren?
Siehe Nigeria-Connection. Die spanische Botschaft freut sich über Hinweise und kann sagen, welche Lotterie seriös ist und welche nicht.

Kredite ohne Prüfung

Die Masche
Geld leihen ohne nervige Bonitätsprüfung. Was toll klingt, ist in der Regel purer Nepp. Denn im Kleingedruckten verbergen sich dann oft Monsterzinsen oder andere Formulierungen, die unbedarfte Verbraucher Haus und Hof kosten können. Die Werbung für diese Betrügerkredite findet sich oft in Kleinanzeigen. Früher meist in Zeitungen, heutzutage vermehrt im Internet.

Wann kommt sie vor?
Vor allem in Zeiten schwacher Konjunktur und knapper Kredite treiben solche Geldverleiher ihr Unwesen.

Wie kann man sich wehren?
Wer sich keinen Kredit bei einer Bank leisten kann, sollte sich in der Regel auch um keinen bemühen. Gibt es Zweifel an der Seriosität eines Kreditgebers, sollte man ihn intensiv überprüfen.

Warentermingeschäfte

Die Masche
Ganz gleich ob mit Schweinebäuchen, Orangen oder Rohstoffen: Irgendwo winken immer hohe Gewinne. Unseriöse Anlageberater versprechen am Telefon oder über Annoncen das Blaue vom Himmel herunter. Am Ende hat der Anleger hohe Summen versenkt, denn der Trend ist vorbei oder das Geld floss nicht in Schweinebäuche, sondern ins Säckel der sogenannten Berater.

Wann kommt sie vor?
Ziehen die Rohstoffpreise an, mehren sich unseriöse Warentermingeschäfte. Da unerwünschte Telefonwerbung gesetzlich verboten ist, flaut diese Masche etwas ab.

Wie kann man sich wehren?
So verlockend die Gelegenheit auch sein mag: Finger weg! Warentermingeschäfte sind etwas für Profis und nicht für windige Telefonberater.

Schneeballsystem

Die Masche
Ein Investmentguru verspricht Traumrenditen. Seine Kunden sollen es weitersagen und neue Mitanleger werben. Was die Werber nicht wissen: Ihre Zinsen werden von dem Geld neuer Investoren gezahlt und nicht aus Investmentgewinnen. Das System braucht ständig frisches Geld, und zwar immer mehr. Kommen keine neuen Anleger dazu, versiegt der Strom und alles platzt.

Wann kommt sie vor?
Schneeballsysteme, auch Pyramidenspiel oder Ponzi-Schema genannt, funktionieren jederzeit.

Wie kann man sich wehren?
Spätestens, wenn es darum geht, neue Kunden anzuwerben, sollten die Alarmglocken schrillen. Wer schon im System ist, sollte versuchen, sich sein Geld auszahlen zu lassen und den Kreislauf zu verlassen.

Bankgarantiehandel

Die Masche
„15 Prozent Gewinn binnen weniger Wochen!" Das klingt verlockend, macht aber viele Anleger stutzig. Steht im Prospekt jedoch der Name einer bekannten Großbank, sind die Bedenken oft schnell zerstreut. Leider hat die genannte Bank bei solchen Betrügereien keinerlei Verbindung zum Anbieter, der mit ihrem Namen wirbt. Das Kundengeld hat sich jedenfalls verflüchtigt.

Wann kommt sie vor?
Falsche Bankgarantien gibt es immer wieder. Oft muss die vermeintliche Tochter einer Großbank herhalten, die es gar nicht gibt, wie die Deutsche Bank Hawaii plc.

Wie kann man sich wehren?
Wer sich unsicher ist, sollte nachfragen – am besten bei der Bank, die als angeblicher Garantiegeber genannt wurde.

Schrottimmobilien

Die Masche
Findige Immobilienvermittler preisen Wohnungen und ganze Wohnblocks in schlechter Lage mit miesen Prognosen für die Zunkunft als Spitzeninvestments an und kassieren vom Käufer fürstliche Provisionen. Die versprochenen Wertsteigerungen bleiben aus, die Mieten auch. Die neuen Eigentümer bleiben auf dem wertlosen Beton – oft in der ostdeutschen Provinz – sitzen.

Wann kommt sie vor?
Immer wieder. In den 90er-Jahren haben ahnungslose Wessis ganze Straßenzüge im Osten aufgekauft.

Wie kann man sich wehren?
Bei Immobilien ist es immer wichtig, das Objekt vor dem Kauf einmal selbst anzuschauen und Rat von externen Experten einzuholen. Wenn's zu spät ist, hilft nur noch der Rechtsanwalt.

Haustürgeschäfte

Die Masche
Der nette junge Mann, der an der Haustür klingelt, kommt gerade von der Haushaltswarenmesse. Weil er auf der Rückreise nicht viel Gepäck mitnehmen kann, will er ein wertvolles Topfset zum Schnäppchenpreis verkaufen. Die Töpfe rosten nach dem ersten Spülen und die Haushaltskasse ist trotz „Freundschaftspreis" fast leer. Ähnlich funktionieren auch Kaffeefahrten.

Wann kommt sie vor?
Vor allem ältere Alleinstehende sind ein beliebtes Opfer dieser Masche. Sie freuen sich über nette Verkäufer. Ob sie das Produkt tatsächlich brauchen können, ist zweitrangig.

Wie kann man sich wehren?
Auf keinen Fall Geld zahlen und nichts unterschreiben. Wer unterschrieben hat, sollte innerhalb von 14 Tagen per Einschreiben kündigen.

Phishing

Die Masche
Der einfachste Weg, an fremde Daten fürs Onlinebanking zu kommen, ist eine E-Mail, die den Nachrichten der Bank verblüffend ähnlich sieht. Per Link werden ahnungslose Kunden auf ein externes Portal gelenkt. Wer dort seine Daten hinterlässt, öffnet Betrügern Tür und Tor zu seinem Geld. Die Folgen können verheerend sein.

Wann kommt sie vor?
Phishing gibt es schon so lange wie das Onlinebanking. Die E-Mails werden wahllos verschickt. Vor allem unter dem Namen großer Bankengruppen.

Wie kann man sich wehren?
Diese E-Mails ignorieren. Banken fragen nie vertrauliche Daten per E-Mail ab. Am besten den Zugang zum Onlinekonto per Lesezeichen speichern und nur direkt ansteuern.

Genussrechte-Betrug

Die Masche
Oft verstehen nur Fachleute, welche Rechte die Inhaber von Genussrechten haben. Daher sind diese Anteilscheine bei Betrügern sehr beliebt, wenn es um die Finanzierung zweifelhafter Projekte geht. Im Gegensatz zu Anleihen verlieren Anleger aber nicht nur das eingesetzte Kapital. Sie müssen eventuell sogar noch etwas nachschießen.

Wann kommt sie vor?
Alle Anleger, die hohe Renditen suchen und von Trends als erste profitieren wollen, sind potenzielle Opfer. Meist geht es um Geld für Projekte im fernen Ausland.

Wie kann man sich wehren?
Hier hilft der Rat von Experten wie Juristen und Wirtschaftsprüfern. Kann der Initiator keine harten Fakten zur Beteiligung nennen oder gar zeigen, ist das ein Warnsignal.

Pennystocks

Die Masche
Der Handel mit Aktien, die gerade einmal bei wenigen Cent notieren, ist lukrativ, aber auch sehr riskant. Schon geringe Handelsvolumina können die Kurse stark schwanken lassen. Trotzdem gibt es immer wieder „todsichere" Tipps von selbsternannten Gurus oder windigen Börsenbriefen. Geld gewinnt man nicht, schlechte Erfahrungen schon.

Wann kommt sie vor?
Pennystocks sind immer im Gespräch. Vor allem im Boom, wenn viele ahnungslose Anleger an die Börse kommen, haben fragwürdige Tippgeber Hochkonjunktur.

Wie kann man sich wehren?
Wer Pennystocks manipuliert, sitzt meist am längeren Hebel. Denn Insidergeschäfte lassen sich nur schwer nachweisen. Privatanleger sollten vorsichtig sein.

Onlinefallen

Die Masche
Es gibt tausende Online-Gewinnspiele. Die meisten von ihnen sind harmlos, doch hinter einigen verbergen sich Abofallen. Versteckt in den Allgemeinen Geschäftsbedingungen (AGB) stimmen Kunden einem überteuerten Abo zu. Andere Gauner sichern sich die IP-Adresse des Surfers, um ihm fadenscheinige Rechnungen zu stellen.

Wann kommt sie vor?
Abofallen sind so alt wie das Internet und nicht klein zu kriegen. Je sicherer das Internet auf der einen Seite wird, desto ausgefeilter werden die Tricks der Betrüger.

Wie kann man sich wehren?
Die AGBs sind zwar selten ein Lesegenuss, doch die Lektüre schützt davor, in eine Falle zu tappen. Vor Gericht haben die Anbieter meist die besseren Karten.

Geldwäsche

Die Masche
Nur mal schnell ein paar Überweisungen tätigen und dafür ein paar Tausender kassieren: Betrüger werben unbescholtene Bürger gern als Finanzagenten an. Über die Konten der ahnungslosen Normalverbraucher wandert Geld aus dunklen Kanälen ins Ausland. Das Spiel funktioniert auch mit Bargeld. Fliegt die Nebentätigkeit auf, droht der Knast.

Wann kommt sie vor?
Für ein kleines Zubrot sind viele Menschen zu haben. Gerade in unsicheren Zeiten. Die Anwerber sind oft sympathisch, gut und teuer gekleidet und sehr überzeugend.

Wie kann man sich wehren?
Wer auf offener Straße angesprochen wird, sollte sich bedeckt halten und die Werber abwimmeln. Wer ihnen auf den Leim gegangen ist, sollte sich der Polizei stellen.

Dubiose Sparpläne

Die Masche
Es gibt Banksparpläne, warum also keine Beteiligungssparpläne? Was altbekannt klingt, ist häufig eine gefährliche Form der unternehmerischen Beteiligung. Meist werfen die Investments keinen Gewinn ab und die Haftungsregeln gehen über die eingezahlte Summe hinaus – bis hin zur Privatinsolvenz.

Wann kommt sie vor?
Sind die Zinsen niedrig und die Börsen laufen nicht, stoßen solch dubiose Sparpläne auf besonders offene Ohren bei manchen Anlegern.

Wie kann man sich wehren?
Diese Fragen müssen geklärt sein: Stimmen die Angaben im Prospekt? Wie ist die Beteiligung konstruiert? Welche Nachschusspflichten hat der Anleger? Ein Fachanwalt kann dies klären. Denn der Ausstieg aus einem solchen Modell ist schwer.

Timesharing-Modelle

Die Masche
Von der eigenen Finca auf Mallorca träumen viele Deutsche. Das nutzen zwielichtige Geschäftemacher indem sie gegen horrende Summen Mietrechte an Ferienhäusern verkaufen. Häufig gibt es diese Domizile aber nur auf dem Papier. Bis das auffliegt, ist der Initiator mit dem Geld längst über alle Berge.

Wann kommt sie vor?
Bereits im Frühjahr läuft die Werbung auf Hochtouren. Immobilien in Spanien, vor allem auf den Balearen, sind oft im Angebot.

Wie kann man sich wehren?
Auch wenn der Prospekt noch so schöne Bilder zeigt: Es lohnt sich, eine zweite Meinung einzuholen und gegebenenfalls zu verzichten. Ein Rechtsstreit ist wegen der verschiedenen Rechtssysteme im In- und Ausland schwierig und teuer.

Manipulative Verkäufersätze

» Herr Kunde, schön, dass Sie diese Geldanlage interessiert. Mal angenommen, auch die Vertragsbedingungen passen Ihnen: Würden Sie dann gern in diese Anlage investieren?"

Viele Verkäufer holen sich mit **Suggestivfragen** („Mal angenommen ...") so oft wie möglich Zustimmung vom Interessenten. Je mehr dieser „Ja" zum Verkäufer sagt, desto schwieriger wird es für ihn, bei der Frage zum Vertragsabschluss „Nein" zu sagen. Und wenn er doch „Nein" sagt:

» Aber lieber Herr Kunde, Sie wollen Ihr Vermögen doch vermehren, oder?"

Gewiefte Verkäufer geben nicht auf, nur weil ein Interessent sagt, das Produkt sei nichts für ihn. Stattdessen holen sie sich zum Beispiel mit **Oder-Fragen** erneut Zustimmung für das Angebot. Mancher Interessent versucht sich dann Luft zu verschaNen, indem er vorgibt, noch eine Nacht über die Entscheidung schlafen zu wollen. Daraufhin der Verkäufer:

» Das verstehe ich gut. Aber mal ehrlich: Was wird morgen anders sein als heute?"

Er suggeriert **Mitgefühl** und appelliert an des Kunden Aufrichtigkeit. Und wenn dieser ehrlich ist, muss er meist zugeben, dass morgen gar nichts anders ist – und der Vertrag deshalb auch heute gemacht werden kann. Und dann, zur Vorbeugung eventueller Kaufreue beim Kunden:

» Kluge Entscheidung, Herr Kunde! Und unter uns: Bei uns investieren viele wohlhabende Leute. Und die wissen genau, was sich rentiert."

So weist der Verkäufer darauf hin, dass der Kunde nun einem **Klub kluger, wohlhabender Leute** angehört, die ja (angeblich) nicht alle falsch liegen können. mmd

Gerhart Baum, Exminister und Rechtsanwalt

„Der deutsche Anlegerschutz ist unzureichend"

Gerhart Baum (78) ist Partner in der Düsseldorfer Kanzlei Baum Reiter & Collegen, einer renommierten Adresse für Anlegerrecht. Der ehemalige FDP-Bundesinnenminister (1978-1982) fordert härtere Strafen für Falschberatung

€uro: Herr Baum, wie können sich Anleger vor unseriösen Angeboten schützen?
Gerhart Baum: Sie sollten bei Beratungsgesprächen nach Möglichkeit immer einen Zeugen dabei haben und sich auch nie zeitlich unter Druck setzen lassen, sondern möglichst noch eine unabhängige Meinung einholen. Außerdem sollten Anleger den Berater fragen, was er selbst an Provision für den Verkauf des jeweiligen Produkts erhält.
€uro: Was können sie tun, wenn sie bereits einem Betrüger auf den Leim gegangen sind?
Baum: Bei kleinen Schadenssummen geben Verbraucherzentralen gute Tipps. Bei höheren Summen lohnt sich der Gang zu einem Anlegeranwalt.
€uro: Hat sich der Anlegerschutz seit Lehman verbessert?
Baum: Sagen wir es so: Der Gesetzgeber hat sich bemüht, das sieht man beim Beratungsprotokoll. Auch die Gerichte schauen genauer hin. Aber nach wie vor ist der Anlegerschutz in Deutschland sehr unzureichend.
€uro: Wo sollte nachgelegt werden?
Baum: Wir brauchen strengere und einheitliche Vorgaben für die Qualifikation von Finanzberatern, eine Umkehr der Beweislast zugunsten der Anleger, eine Stärkung der Honorarberatung gegenüber der umsatzgetriebenen provisionsabhängigen Beratung und mehr Verbraucherschutz bei der Bankenaufsicht. Die Bundesregierung will aber die meisten Maßnahmen allenfalls erst im Rahmen einer „Reform der nationalen Finanzaufsicht" prüfen.
€uro: Wo funktioniert der Anlegerschutz besser?
Baum: Zum Beispiel in Großbritannien. Dort ist vieles, was wir fordern, bereits Wirklichkeit. Es gibt zum Beispiel einen einheitlichen Rechtsrahmen für den Finanzdienstleistungsmarkt, und Kick-backs, die versteckten Innenprovisionen von Anbietern an Vermittler, sind verboten.

FOTO: MÜLLER-STAUFFENBERG/ULLSTEIN BILD